

Sonderdruck aus

---

Jahrbuch  
Preußischer Kulturbesitz

---

Band XXXIX · 2002

Gebr. Mann Verlag



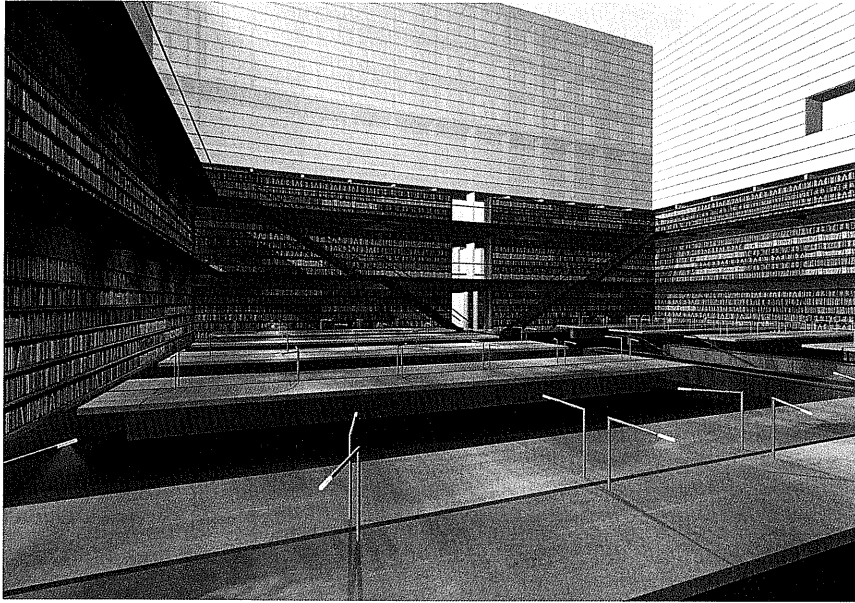
---

Barbara Schneider-Kempf und Martin Hollender  
Brauchen wir im digitalen Zeitalter noch Lesesäle?  
Eine Berliner Antwort

Die Staatsbibliothek zu Berlin steht am Beginn eines bedeutenden Bauvorhabens: der Generalsanierung des Bibliotheksgebäudes Unter den Linden 8, vor allem der Errichtung eines neuen Lesesaals nach Planungen des Architekturbüros HG Merz.<sup>1</sup> (*Abb. 1 und 2*) Wofür aber, so sei ganz grundsätzlich gefragt, braucht man noch Lesesäle, in denen man genötigt ist, ein Buch so in Händen zu halten wie vor Hunderten von Jahren – in digitalen Zeiten, da die Existenz der traditionellen Lesekultur zunehmend bedroht scheint? Freilich: der Unterhaltungsroman als U-Bahn-Lektüre wird aller Voraussicht nach alle Krisen überdauern; das Lesen im Kontext der akademisch grundierten Wissensaneignung und Wissensvermittlung aber nähert sich in manchen Disziplinen anderen, elektronischen Herangehensweisen.

I.

Der Naturwissenschaftler von heute greift, wenn er sich über den Fortschritt in seinem Forschungsfeld informieren will, kaum noch zur Papierausgabe der jeweiligen Fachzeitschrift; den Weg in den Lesesaal seiner Universitäts- oder Institutsbibliothek kann er sich ersparen. Denn die elektronischen Ausgaben der naturwissenschaftlichen Periodika, die E-Journals, erlauben es, in Verbindung mit dem so genannten *remote access*, dem Datenbankzugriff vom persönlichen Arbeitsplatz aus, sich den Lesesaal und seine Inhalte in die private Forschungsumgebung zu importieren. Nicht mehr der Forscher bemüht sich zum Buch, sondern der gewünschte Aufsatz, die benötigte Information wird sekundenschnell auf den Rechner des Benutzers gespielt. Eine in der Tat schöne neue Welt, die einmal mehr die ketzerische Frage provoziert: Da der Lese-



1 Staatsbibliothek zu Berlin, Haus Unter den Linden, Entwurf von HG Merz für den Großen Lesesaal

saal mit dunkelgrünen Tischlämpchen zunehmend überflüssig zu sein scheint – wozu dann noch der nicht eben kostenlose Neubau eines Lesesaals, wie die Staatsbibliothek zu Berlin ihn plant?

Lesesäle, zumindest Lesesäle, wie sie uns derzeit bekannt sind, werden – so wollen wir antworten – in der Tat über lange Sicht kaum mehr benötigt werden. Für eine lange Übergangszeit aber führt an den traditionellen Lesesälen nahe liegender Weise kein Weg vorbei. Bücher, die aus konservatorischen Gründen nicht nach Hause entliehen werden können, müssen zwangsläufig innerhalb des Bibliotheksgebäudes eingesehen werden. Mit anderen Worten: Erst wenn die letzte Amtsdruckschrift gescannt ist, wenn auch das vergessene Kleinschrifttum mittels der OCR-Texterkennungssoftware in ein maschinenlesbares Format überführt und anschließend ins Netz gestellt wurde, können die Bibliotheken ihre Lesesäle schließen.

So einfach stellt sich die schöne neue Bibliothekswelt bisher jedoch bei weitem nicht dar – und eben deshalb werden Lesesäle mittel- bis langfristig ihre Notwendigkeit nicht einbüßen. Denn die Geschwindigkeit, mit der das

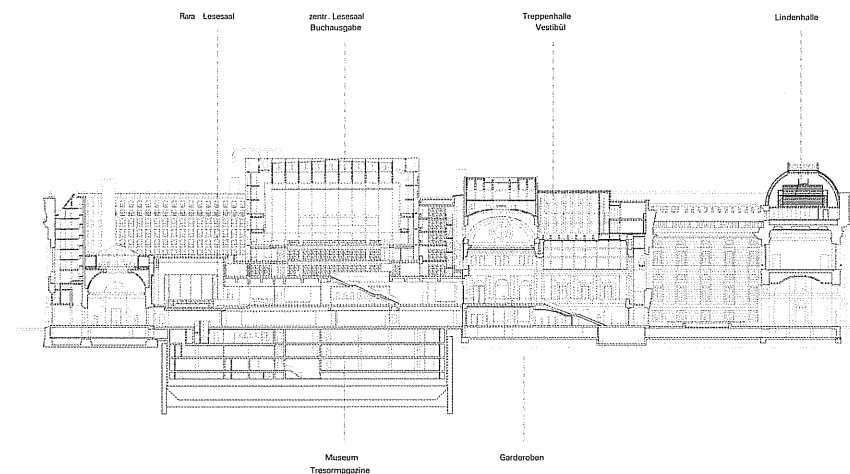
moderne, in unseren Tagen publizierte Buch durch einen elektronischen Volltext ersetzt wird, die Geschwindigkeit, mit der historische Bücher rückwirkend durch Digitalisierung maschinenlesbar gemacht werden, ist weitaus geringer als noch vor wenigen Jahren vorausgesagt. Wer immer einmal in einem eng bedruckten, tausend Seiten mächtigen Werk ein Zitat von drei Worten oder auch drei Sätzen hat suchen müssen, wer motivkundlich arbeitet und die Verbreitung des Wortes *Revolution* in Versen der Romantik sucht, ist augenblicklich von den Vorteilen der elektronischen Volltexte überzeugt. Nichts liegt unter der Prämisse einer Optimierung der Benutzerzufriedenheit näher als das allumfassende Digitalisieren. Und tatsächlich sind erste Anfänge – in Deutschland dank des *Vereins zur Digitalisierung von wissenschaftlichen Zeitschriften (DigiZeitschriften)* – gemacht: die bedeutende *Historische Zeitschrift* steht, neben zahlreichen anderen Periodika, mit ihren Jahrgängen von 1859 bis 1925 online im Netz.<sup>2</sup>

Auch unter Bestandserhaltungsgesichtspunkten spricht förmlich alles für das Digitalisat, ebenso aber alles *gegen* ein Beibehalten des status-quo-Denkens, sprich eines Verbleibens gefährdeter Bücher im Regal. Die Staatsbibliothek zu Berlin besitzt besonders dichte Bestände für Bücher, Zeitungen und Zeitschriften der Erscheinungsjahre von etwa 1870 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Das preußische Pflichtrecht, ein zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark gestiegener Erwerbungssetat wie auch die Beteiligung am Projekt »Sammlung Deutscher Drucke«, bei dem die Staatsbibliothek sich, unter anderem mit finanzieller Unterstützung der Volkswagenstiftung, bemüht, Bestandslücken dieses Zeitfensters zu schließen, haben zu einer einzigartigen Sammlungsdichte jener Epoche geführt – zu einem Bestand an Druckschriften freilich, der dem Zerfall preisgegeben ist. Die Thematik ist seit langem bekannt: Die steigende Alphabetisierung und das daraus resultierende Lesebedürfnis wie auch die sich rasant entwickelnden technischen Möglichkeiten und Rationalisierungsverfahren im Buchdruck führten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem immensen Anwachsen der Druckproduktion. Das jahrhundertlang aus Hadern – Lumpen – gewonnene Papier wurde zum einen zu teuer, zum anderen standen nicht länger ausreichend Lumpen als Papiergrundmasse zur Verfügung. Ergo wurde nach Auswegen gesucht: nach billigeren Papierarten. Dem Papierbrei wurde fortan eine Holzschliffmasse beigefügt, gebunden statt mit Knochenleim nun mit einem synthetischen Leim, der Aluminiumsulfat enthält. Der Kontakt mit Sauerstoff aber ist diesem Papier in dramatischer Weise abträglich: wir alle kennen den »Sauren Tod im Bücherregal« nicht zuletzt aus der eigenen Bibliothek, wo das Papier einer der Sonne ausgesetzten Tages-

zeitung sich zunächst bräunlich einfärbt und über kurz oder lang derart brüchig wird, dass es zwischen den Fingern zerbröselt. Denn die Oxidation verwandelt das Aluminiumsulfat in nichts anderes als Schwefelsäure.

Die in die Hunderttausende gehenden Bücher, Zeitungen und Zeitschriften der Staatsbibliothek aus jenen Jahren – einzigartige Quellenwerke für die Geschichte des Kaiserreiches, der ersten deutschen Republik und des Nationalsozialismus – sind aufgrund der häufigen Nutzung in besonderem Maße gefährdet. Freilich: man kann diese fragilen Werke durch Begasung entsäuern und restabilisieren, man kann sie mikroverfilmen, doch was ist ein noch immer labiles Original, was ist ein nur in den Bibliotheksräumen mühsam zu benutzender Schwarz-Weiß-Film gegen ein im günstigsten Fall weltweit abrufbares Digitalisat? Die Vorteile einer Bibliothek im Internet sind unabweisbar – und der kleine Exkurs hin zu den säuregeschädigten Büchern beweist zum einen die Praktikabilität der Digitalisierung, aber auch die schleichende Entleerung des Bücherregals im Bibliothekslesesaal. In jenem Maße, in dem die Festplatten und Server unter der Last der hoch aufgelösten Digitalisate wachsen, reduziert sich die Zahl der historischen Bücher. Denn eine Bibliothek ist kein Museum und kein Kuriositätenkabinett: zerfallene Antiquaria, die kaum mehr benutzbar sind, haben in einer ausschließlich dem Gebrauch dienenden Dienstleistungsumwelt wie der eines Forschungslesesaals nichts zu suchen. Die Frage, ob die Bibliothek hinter den Kulissen die Fragmente des ›sauren Buches‹ für die Zwecke der buchhistorischen Forschung weiterhin aufbewahrt, ist von sekundärer Bedeutung; entscheidend ist zunächst die zur Tatsache heranwachsende Vermutung, dass das Digitalisat nicht allein zum beherrschenden Medium der Bestandssicherung avancieren wird, sondern das Buch – vielmehr die Inhalte des Buches – langfristig in einen anderen Aggregatzustand überführen wird: das gedruckte Wort mutiert zum elektronischen Wort. Die Grundsatzperspektive einer Migration des Gedruckten hin zum Zeichensatz ist unstrittig; die Frage der Geschwindigkeit und Ausschließlichkeit freilich berührt derzeit noch den Bereich des Spekulativen.

Es ist ein verlockendes futuristisches Gedankenspiel: die Buchbestände der Bibliotheken der Welt, von der nichtigsten Broschüre bis hin zur massivsten Enzyklopädie, werden vollautomatisch gescannt. Hochleistungsscanner legen Buch für Buch auf seinen Rücken, und scannen Seite für Seite den Buchtext, indem sie das Papier der nachfolgenden Seiten ansaugen und selbständig umlegen. Abschnitts- und Kapitelüberschriften werden ohne intellektuelle Unterstützung eines Bibliothekars erkannt und zu den Text gliedernden und sachlich erschließenden Metadaten verarbeitet. – Ein faszinierendes Szenario ist dies,



2 Staatsbibliothek zu Berlin, Haus Unter den Linden. Grund-/Erstinstandsetzung durch das Architekturbüro HG Merz, Längsschnitt

derzeit zwar noch ein wenig utopisch, aber angesichts der rasanten Entwicklungen der IT-Technologie vermutlich in absehbarer Zeit schon als realistisch anzusehen.

Wer aber soll die Digitalisierung der gesamten menschlichen Buchkultur veranlassen? Bibliotheken und Bibliothekare sicherlich nicht. Nicht etwa, weil sich Bibliothekare – aus falsch verstandener Traditionsverliebtheit – gegen die Digitalisierung stemmten und den Besucherschwund in ihren Lesesälen fürchteten (das Gegenteil ist vielmehr der Fall), sondern schlicht deshalb, weil die Etats auch der wissenschaftlichen Bibliotheken in jeder Hinsicht derart rückläufig sind, dass für Sondervorhaben solch gigantischen Zuschnitts keinerlei personelle und finanzielle Ressourcen bereitgestellt werden können.

Ergo lässt sich die flächendeckende Digitalisierung von Bibliotheksbeständen nur mit Partnern aus der freien Wirtschaft schultern, die bereit sind, die Anschubbearbeitung einer nennenswerten Anzahl von attraktiven Büchern, Zeitungen und Zeitschriften vorzufinanzieren. In Ansätzen existieren solche digitalen Archive bereits: die großen Werke der europäischen Belletristik, die Gesamtausgaben unserer abendländischen Dichter von Shakespeare bis Dante liegen längst in einer komfortabel zu bedienenden Datenbankversion vor.<sup>5</sup> Eine

Bibliothek, die kein anderes Bestandsprofil besäße als das Vorhalten der internationalen Großwerke der Dichtkunst, könnte bereits heute ihren Lesesaal schließen.

Doch freilich auch nur eine solche Bibliothek – eine, deren Bestands- und Erwerbungsprofil exakt jene Digitalisate und Datenbanken abbildet, die der Markt anbietet. Denn der Markt, der Unternehmer, digitalisiert nicht aus Gründen der Bibliophilie oder der Wissenschaftsförderung: er bietet nur jene Werke an, bei denen Angebot und Nachfrage ein ausgewogenes, das heißt ihm Rendite versprechendes Verhältnis erzeugen. Mit anderen Worten: nachfragestarke Standardwerke wie Hugo Friedrichs *Struktur der modernen Lyrik* würden auch bei einer Kommerzialisierung der Digitalisierung ihren Weg gehen und in die Angebotspalette der Dienstleistungsanbieter aufgenommen werden. Was aber wird mit dem 1911 erschienenen *Zeppelin-Blatt*, der Zeitschrift des Stuttgarter *Vereins für Zeppelin-Fahrten*? Zweifellos ein kaum weniger reizvolles Forschungssujet als die moderne Lyrik – und doch: die Nachfrage nach den Ephemera des Publikationsmarktes, nach Quellen- und Sekundärwerken für die Orchideenfächer des Wissenschaftsbetriebes, war seit jeher marginal und wird marginal bleiben. Wo aber die Nachfrage ausbleibt, fehlt dem Unternehmer der Anreiz zur Digitalisierung.

Zwischenfazit: bis tatsächlich der letzte Band Goldschnittlyrik netzfähig gemacht ist, werden vor dem Hintergrund des Millionenheeres von zu scannenden Büchern vermutlich Jahrzehnte vergehen. Bis dahin wird der schon beinahe totgesagte Lesesaal nicht zu ersetzen sein.

Prognostizieren wir jedoch weiter und gehen wir tatsächlich von der Realität des virtuellen Büchermagazins aus: unter der Voraussetzung des kommerziellen Angebotes wird kaum ein Benutzer über die Finanzkraft verfügen, sämtliche für ihn relevanten Volltexte auf eigene Kosten abzurufen. Vor allem geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Forschungsarbeiten verlangen mitunter nach Dutzenden, ja Hunderten von zu konsultierenden Schriften. Nicht allein Literaturwissenschaftler aber wollen stöbern, sich im Geschriebenen verlieren, zielgerichtet oder ziellos suchen, Anregungen finden, Abseitiges ebenso wie Grundsätzliches entdecken – und zwar vor den Bücherregalen des Lesesaales ebenso wie im Kosmos der Netzquellen. Die Chance, Datenmengen zukünftig komfortabel am privaten PC laden zu können, lässt hoffen; die Notwendigkeit, als Einzelkunde, als »enduser« horrende Kosten tragen zu müssen, schreckt hingegen ab.

Hier nun werden wiederum die Bibliotheken und mit ihnen die Lesesäle ins Spiel kommen: Bibliotheken sind in der Lage, als Großabnehmer von

Büchern, Zeitschriften und Zeitungen wie auch von Datenbanken und Dokumentlieferdiensten günstige Konditionen auszuhandeln, die es ihnen ermöglichen, die kostspieligen Datenbankzugriffe entweder kostenfrei oder stark kostenreduziert an ihre Benutzer weiterzugeben. Denn den Bibliotheken ist es in letzter Konsequenz einerlei, ob ihr Erwerbungsstat in Eigentum, nämlich in gedruckte Bücher oder in die Zugangsberechtigung, das heißt in den Datenbankzugriff fließt.<sup>4</sup> Der Dienstleistungsorientierung des modernen Bibliothekswesens ist es geschuldet, dass Priorität heute nur eines besitzt: dem Benutzer möglichst rasch zur gewünschten Information zu verhelfen.

Kostspielig wird es indes, den Datenbankzugriff auf Kosten der Bibliothek so auszuweiten, dass jeder Bibliothekskunde von überallher, ausgewiesen nur durch die Eingabe seiner Benutzerausweisnummer, zur Online-Recherche legitimiert ist. Solche Mehrfach- bzw. Vielfachlizenzen lassen sich Verlage und Datenbankbetreiber teuer bezahlen – nahe liegend, denn auch das Abonnement nur eines Exemplares der Tageszeitung ist preiswerter als der Bezug derer fünfzig, fünfhundert oder fünftausend. Die Bibliotheken werden sich mehrere Simultanzugriffe auf teure Online-Angebote, vor allem auf solche aus den hochpreisigen naturwissenschaftlichen, technischen und medizinischen Disziplinen, nicht leisten können. Die Etatzwänge werden die preiswerteste Variante bewirken: den Einzelplatzzugriff, der sich wo ereignen wird? – Im Lesesaal der Bibliothek. Der wissenschaftlich Arbeitende wird künftig die Alternative besitzen, am heimischen PC als Privatkunde für jede aufgerufene Seite eine mitunter nicht unerhebliche Gebühr entrichten zu müssen, nicht aber an die Öffnungszeiten und die räumliche Distanz zur Bibliothek gebunden zu sein. Die Entscheidung wird beim Benutzer selbst und seinen Prioritäten liegen, denn die Bibliothek liefert die benötigte Information in aller Regel preiswert und steht mit einem geschulten Team fachlich qualifizierter Bibliothekare hilfreich zur Stelle.

Der Lesesaal erfährt in den kommenden Jahren und Jahrzehnten einen eklatanten Wandel hinsichtlich der ihn konstituierenden Materialität: Bibliotheken stellen nicht länger ihre eigenen, das heißt die sich in ihrem Besitz befindenden Bestände zur Verfügung, sondern sie finanzieren und ermöglichen den Zugriff auf eine Vielzahl von digitalen Texten aus den kumulierten Magazinen hunderter Bibliotheken. Das Fluidum des Lesesaales, das Ambiente des gemeinschaftlichen und doch separaten wissenschaftlichen Arbeitens, wird sich erhalten, aber statt in gedruckten Werken wird die Lektüre innerhalb des Lesesaales zunehmend in der Form der Betrachtung von Bildschirmen stattfinden.

Das papierne Buch müsste, sollte, dürfte auch bei einer Verwirklichung dieses Zukunftshorizontes nicht zwangsläufig an allen Bibliotheksstandorten – und namentlich nicht in einer Archivbibliothek wie der Staatsbibliothek zu Berlin! – makuliert, das heißt vernichtet werden. Die buchhistorische Forschung benötigt das Buch in seiner materialisierten Erscheinungsform; kulturgeschichtliche Ausstellungen werden erst durch Buch-Originale, nicht aber durch Scans plastisch – und zu guter Letzt: Server fallen aus, Netze brechen zusammen, Datenmigrationen misslingen. Wohl dem, der da in den endlos scheinenden Magazinen auf das papierne Exemplar zurückgreifen kann.

»Wenn man den Lesesaal betritt, muss man spüren, dass es ein Haus des Buches ist und nicht eines Computers«<sup>5</sup> – dieses Credo des beauftragten Architekten HG Merz wird, nach allem was sich heute prognostizieren lässt, keine unbegrenzte Gültigkeit mehr besitzen. Sehr wohl aber für eine sich über Jahrzehnte erstreckende Übergangszeit wird der Bibliothekslesesaal sich als ein hybrider Lesesaal darstellen, der der Nutzung sowohl der gedruckten wie auch der digitalisierten Textcorpora dienen wird.

Gelesen – so lässt sich abschließend ein wenig salopp verallgemeinern, gelesen wird immer; ganz gleich, wie. Zum ortsgebundenen Lesen aber sind Lesesäle unabdingbar – und für neue Lesewelten, neue elektronische Lesezeitalter somit auch einen neuen, spannungsgeladenen Lesesaal zu errichten, empfindet die Staatsbibliothek zu Berlin als motivierende Herausforderung.

## II.

Das Herz der Staatsbibliothek Unter den Linden wird als Quader neuerlich errichtet; nunmehr als ein transluzenter Glaskörper, um – so HG Merz – »der Staatsbibliothek etwas von ihrer Muffigkeit zu nehmen.«<sup>6</sup> Bestand die Mitte des 170 Meter langen und 106 Meter breiten Staatsbibliothekskarrees bis dato nur aus Beton – die DDR hatte an die Stelle des zerstörten Kuppellesaales vier Büchertürme gesetzt – so verwendet HG Merz, wie als Reminiszenz an die Vergangenheit, ebenfalls Beton: sparsam aber, nur für den monolithischen Sockel des Lesesaals. In der Tat nämlich gibt Merz mit der Gesamtheit des Lesesaals dem Zentrum des Baukörpers zurück, was ihm schmerzlich fehlte: das Licht. Licht – namentlich aber Tageslicht – erleichtert das Lesen und schafft eine vertrauensvolle Atmosphäre, die den Leser einlädt und nicht abweist. Die Möglichkeiten und Wege, vor 1990 an ein benötigtes Buch zu

gelangen, waren mitunter so umständlich und verschlungen wie die Wegeführung innerhalb des eigentlichen Gebäudes. Der neue, lichtdurchflutete Lesesaal setzt somit auch sinnbildlich ein Zeichen für das Lesen in offenen Strukturen, symbolisiert der Lichtkuppelüberbau doch in einleuchtender Weise die Transparenz der Literaturbeschaffung, die »Durchsichtigkeit« der Bibliotheksbestände im demokratischen Staat.

Zu Recht schrieb die Frankfurter Allgemeine im März 2003 anlässlich des unmittelbar bevorstehenden Abrisses der Büchertürme: »Wenn in Berlin die Abrissbirne zum Einsatz kommt, sind Vorsicht und Argwohn geboten. Zu schnell und zu häufig verschwand auch im vergangenen Aufbaujahrzehnt im Staubnebel manches, was bewahrenswert gewesen wäre (...)«.<sup>7</sup>

Doch selbst die kleine Schar jener, die der rapide schwindenden DDR-Kultur mit wehmütiger »Ostalgie« begegnen, vermag in der Hässlichkeit und Disfunktionalität der »Büchersilos« nichts Schützenswertes zu erkennen: zu hinderlich waren die fensterlosen Betonquader für einen effektiven Bibliotheksbetrieb, als dass man ihnen nachtrauern wollte. Wer sich einmal in den kaum mannshohen Etagen der Büchertürme aufgehalten hat, weiß um die Stickigkeit, die dem Erhaltungszustand der Bücher abträglich war – und er weiß um das Beklemmende, das den Bibliothekar augenblicklich umfing.

Als geglückt erweist sich die künstlerische Handschrift von HG Merz auch vor dem Hintergrund des Faktums, dass die Staatsbibliothek zu Berlin »eine Bibliothek in zwei Häusern« darstellt und sich somit in besonderem Maße um eine deutliche inhaltliche wie auch architektonische Profilierung der jeweiligen Standorte bemühen muss. HG Merz forciert die Unterscheidbarkeit der beiden Häuser der Staatsbibliothek in idealer Weise. Seine unpräzise Neuinterpretation der architektonischen Handschrift Ernst von Ihnes greift nicht die neobarocken Verspieltheiten, sondern vielmehr die Strukturelemente des klassischen Lesesaals auf: die Übersichtlichkeit, die axiale Ausrichtung der Raumfluchten. Und die langen Tischreihen orientieren sich an Lesesälen, die wir mindestens aus dem 19. Jahrhundert, wenn nicht gar schon aus der Frühen Neuzeit kennen. Dem steht konträr gegenüber der von Hans Scharoun entworfene Lesesaal im Haus Potsdamer Straße: asymmetrisch und dezentral, individuellen Ansiedlungswünschen des Lesers gehorchend, eine zunächst verwirrend wirkende »Lesesaallandschaft« mit Balkonen, Galerien und Emporen bildend. (Abb. 3) Als Zentralbestandteile wissenschaftlicher Forschungsbibliotheken europäischen Maßstabs verstehen sich *beide* Lesesäle, und doch transportieren und kommunizieren die Architekturen von Merz und Scharoun auch die differenzierte Funktion der beiden Lesesäle: hier das Klima der eher distin-



3 Staatsbibliothek zu Berlin, Scharoun-Bau an der Potsdamer Straße,  
Blick in den Lesesaal

guierten buch-, druck- und wissenschaftsgeschichtlichen Forschung an den und mit den historischen Druckschriften in einer klaren und lichten, aber nüchtern zurückgenommenen Umgebung reservierter Eleganz, dort der Lesesaal für die Forschungen zur Zeitgeschichte, eingebettet in das Informationszentrum der Staatsbibliothek und in eine unkonventionelle, betont liberale ›laissez-faire‹-Arbeitsatmosphäre eingefügt.

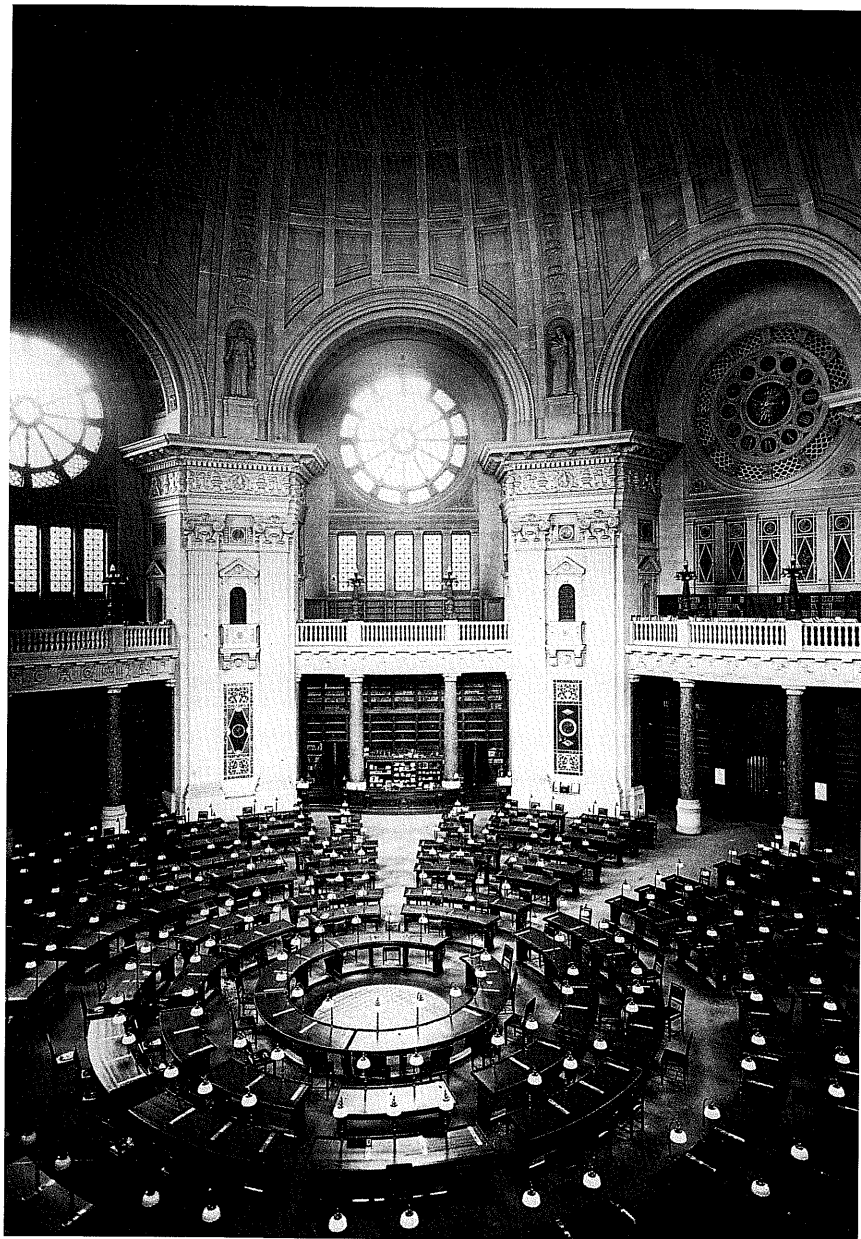
### III.

Der Lesesaalneubau und die damit einhergehende Generalsanierung des Gesamtgebäudes unterstreicht zugleich auch die inhaltliche Neupositionierung der Staatsbibliothek zu Berlin in ihrem Haus Unter den Linden. So wie in der Nachkriegszeit und bis in unsere Tage hinein in baulicher Hinsicht eine

benutzerorientierte Strukturierung fehlte – an die Stelle eines zentralen Allgemeinlesesaales traten mehrere dezentrale kleinere Säle – so machte die politische Wiedervereinigung Deutschlands und die daraus resultierende Wiedervereinigung auch der beiden Staatsbibliotheken in West-Berlin und Ost-Berlin eine Verteilung der Sammlungen auf beide Häuser mit spezifischen Konturen möglich. Der Altbestand – vor 1945 erschienene Bücher – standen teils Unter den Linden, teils in der Potsdamer Straße. Seit der Zusammenführung beider Bibliotheken in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz werden die historischen Sammlungen zusammengeführt, so dass der neu entstehende Lesesaal ein klares Aufgabenprofil besitzen wird. Er dient der Bereitstellung sämtlicher Druckschriften, die zwischen 1500 und 1945 erschienen sind; ergänzt selbstverständlich durch neuere und neueste wissenschaftliche Literatur, die sich erläuternd auf den Altbestand und seine Inhalte bezieht. Die Magazine des Hauses Unter den Linden, die die gesamte Außenfläche des Karrees Unter den Linden/Dorotheenstraße/Charlottenstraße/Universitätsstraße einnehmen, umrahmen dann als ›Schatzbehälter‹ den innerhalb des Baukörpers zentral gelegenen Lesesaal. Jener Zustand der Jahre 1914 bis 1944, zwischen Eröffnung des Hauses und der Bombardierung des Lesesaales, wird damit wiederhergestellt.

Mit ihren Museen, Ausstellungshallen und Konzertsälen stellt das alte und neue Zentrums Berlins eine in Deutschland in dieser Dichte kaum vergleichbare Konzentration von Stätten kulturellen Schaffens und kultureller Überlieferung dar. Teil dieser Kulminierung von ›Kultur‹ in ihren ganz unterschiedlichen Ausprägungen – genannt seien nur die Humboldt-Universität, die Neue Wache, die Deutsche Staatsoper, die Museumsinsel, das Maxim-Gorki-Theater und das Berliner Ensemble – ist nicht zuletzt auch die Staatsbibliothek zu Berlin mit ihrem Haus Unter den Linden. – ›München leuchtet‹, verriet uns Thomas Mann; und damit auch Berlin wieder leuchtet, sind in den vergangenen Jahren von öffentlicher und privater Hand immense Anstrengungen zur Reanimation der verloren geglaubten Faszination der Mitte Berlins unternommen worden. Die Sanierungs- und Neubaumaßnahmen geben auch der Staatsbibliothek einen Teil ihrer Würde als bedeutendster wissenschaftlicher Bibliothek Deutschlands zurück. Sammlungen von Weltruf für die Forschung bereitzustellen, verlangt nach adäquaten Benutzungsbedingungen, die erst der neue Lesesaal inmitten eines verjüngten und modernisierten Baukomplexes zu bieten in der Lage ist. Die Staatsbibliothek versteht sich als einer der Kernbestandteile der kulturellen Glanzlichter in der Mitte Berlins – und sie ist dankbar für die politische und finanzielle Aufmerksamkeit, die ihr





4 Der Kuppelsaal der Preußischen Staatsbibliothek um 1914

die Unterhaltsträger auch in haushälterisch schwierigen Zeiten entgegenbringen.

Der neue Lesesaal von HG Merz – nicht mehr als eine Fortsetzung der »Repräsentationskultur«<sup>8</sup> des neobarocken Bibliotheksgebäudes des Ernst von Ihne? Gewiss doch: der magisch anmutende Glaswürfel repräsentiert, aber er repräsentiert nicht wie ehemals die vermeintliche wilhelminische Herrlichkeit. Die Planungen von HG Merz stehen für eine Repräsentationskultur der demokratischen Moderne, für eine Bauweise in der Bundeshauptstadt Berlin, die bedeutend ist und nationale Ausstrahlung besitzt, aber zugleich unpathetisch ist, die selbstbewusst, aber nicht maniert daherkommt. Der neue Lesesaal repräsentiert nicht, wie es anlässlich der Eröffnung des Kuppellesaales 1914 (Abb. 4) der Fall war, den vordemokratischen Staat – sondern er repräsentiert die fulminanten Schätze der Buchkultur, die die Staatsbibliothek ihr Eigen nennt und die einen ihre Bedeutung als Gedächtnis der Weltgeschichte würdig spiegelnden Lesesaal zurückerhalten.

#### Anmerkungen

1 Vgl. vor allem: Architekturwettbewerb Staatsbibliothek zu Berlin. Ein neuer Lesesaal für das Haus Unter den Linden. Hg. von der Staatsbibliothek zu Berlin und dem Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung. Konzeption und Redaktion: Matthias Vollmer, Daniela Lülfiing, Olaf Asendorf, Berlin: jovis Verlag 2001. 136 S. [darin unter anderem: Ingo Kolasa, Der Bibliotheksbau Unter den Linden. Geschichte und Entwicklung – Hartmut List, Chronologie der in der Staatsbibliothek Unter den Linden seit 1990 durchgeführten Baumaßnahmen – Matthias Vollmer, Vorgaben des Wettbewerbs – Annette Wehmeyer, Der Wettbewerb aus Sicht des Nutzers – Jörg Haspel, Das Baudenkmal im Wettbewerb – Roland Enke, Die neue Mitte. Ein Merzbau für Berlin – Ergebnisprotokoll des Preisgerichts]. – Zum Begriff des Lesesaals die grundlegenden Beiträge von Rolf Fuhlrott (Baukonzeption) und Günther Wiegand (Funktion), in: Lexikon des gesamten Buchwesens. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Hg. von Severin Corsten u. a., Bd. IV (1995), S. 495–496.

2 Siehe <http://www.digizeitschriften.de>

3 Vgl. hierzu etwa die sich ständig erweiternden Angebote der großen, international agierenden Datenbankbetreiber wie Chadwyck-Healey. Neben der *Patrologia Latina*, den Werken von Goethe, Schiller und Luther wird beispielsweise auch die elektronische Form der bei S. Fischer verlegten *Kritischen Ausgabe* der Werke Kafkas betreut (<http://kafka.chadwyck.com>).

4 Dies setzt freilich voraus, dass das Problem der Langzeitarchivierung digitaler Daten auf internationaler Ebene endlich gelöst wird. Momentan nämlich betrachten Bibliotheken – vor allem sog. Archivbibliotheken, die sich auch nach Jahrhunderten nicht von inhaltlich überholten Büchern trennen, sondern auch das »veralte Buch« als Quelle der wissenschaftshistorischen Forschung sammeln – den sich anbahnenden Paradigmenwechsel mit Skepsis und Zweifel. Was in der bibliothekarischen Fachpresse schon seit längerem als der Konflikt zwi-



schen *access* und *ownership* bekannt ist, ist breiteren wissenschaftspolitischen Kreisen noch weitgehend unbekannt: das gedruckte Buch wurde von Bibliotheken gekauft und stand aufgrund seiner papiernen Materialität fortan – theoretisch für unbegrenzte Zeit – unveränderbar zur Verfügung. Die *ownership*, der Besitz der Bibliothek am Buch, garantierte die dauerhafte Präsenz in Magazinen und Lesesälen. Der bloße *access* zur Datenbank, die Zugriffsrechte auf Daten, die der Bibliothek nicht gehören, ist derzeit kritisch zu beurteilen. Ohne in Pathos zu verfallen, muss befürchtet werden, dass das Schrifttum – das kulturelle Menschheitsgedächtnis – aus den Bibliotheken in öffentlicher, staatlicher Trägerschaft in die ungesicherte Obhut privater Hände wie zum Beispiel Verlage, wechselt. Daten können hier indes, etwa durch den Konkurs eines Verlages, unwiederbringlich verlorengehen, sie können unkontrolliert verändert und manipuliert werden.

5 Zitiert nach Hunziker, Christian, HG Merz. Behutsamer Sanierer, in: Berliner Morgenpost, Nr. 66, 7. März 2000, S. 4.

6 Walde, Gabriela, Neue Mitte braucht alte Bücher. HG Merz saniert die Staatsbibliothek Unter den Linden und die Alte Nationalgalerie [Interview mit HG Merz], in: Die Welt, 17. Aug. 2000.

7 Mönch, Regina, Rettung durch Abriß: Die Staatsbibliothek Unter den Linden, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 65, 18. März 2003, S. 18.

8 Wefing, Heinrich, Unter den Linden strahlen die Leser. Vom Kuppelverdacht freigesprochen: HG Merz siegt im Wettbewerb für einen neuen Lesesaal in der Staatsbibliothek zu Berlin, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 57, 8. März 2000, S. 51.